

Wehmut in Wind und Weite

Über die Lieder der Beduinen

Sie sind in unserer Nähe, Tag und Nacht, immer spürbar, gelegentlich sichtbar, fremd und rätselhaft, ein Wandervolk, unseren jahrtausendfernen Vorfahren darin ähnlich, dass sie in Zelten leben, Brunnen anlegen, Tiere züchten, weiden und mit ihnen ziehen, dass sie hoch auf Kamelen reiten, sich in wehende Stoffe kleiden, den Kopf bedeckt tragen, der ewig brennenden Wüstensonne wegen.

Zunächst kein Versuch der Annäherung. Sie sind hier zu Hause, sichtlich und sicher zu Hause, in schwebender Leichtigkeit, ihre Gesichter gesammelt, ihre Bewegungen ohne Schwere. Sie sehen aus, als spürten sie die Hitze nicht, als sei der beißende Sandsturm nicht wert, ein Wort über ihn zu verlieren. Oft sehe ich einzelne von ihnen durch die Wüste laufen, schlanke, flinke Männer mit dunkler Haut, von weitem wirken sie immer jugendlich. Sie haben eine unvergleichliche Art, sich in der weiten leeren Landschaft zu bewegen. Der Anblick ihres freien Dahinschwebens durch große luftige Räume löst in mir, dem in engen Städten Aufgewachsenen, uralte Sehnsüchte aus.

Wir kommen uns näher an unpassenden, entzaubernden Orten wie Postamt und Bankschalter, im Bus, auf den Strassen der Stadt. Sie bewegen sich auch dort mit Selbstverständlichkeit, nicht, weil sie Stadt, Bank und Bus erfunden hätten – all das haben erst die heimkehrenden Juden in die Wüste gebracht –, sondern weil sie, was einmal da ist, hinnehmen wie alles Dasein, wie Welt und Weite, den Wintersturm und sein nächtliches Heulen, wie Sommerhitze und

Morgentau. Ihre Geduld ist erstaunlich, scheinbar unerschöpflich. Sie können warten, stehen oder sitzen, endlos irgendwo hinlaufen mit einem uralten Langmut, der mir unbegreiflich ist.

Sie zeigen wenig Interesse an mir, dem Fremden. Sie haben mich nicht eingeladen, legen keinen Wert auf mein Hiersein, missgönnen mir aber auch nicht, dass ich die selbe Luft atme wie sie, den selben Sonnenuntergang hinter Klippen und Sanddünen sehe, dieselbe liegende Mondbarke am samtblauen Nachthimmel. Sie nehmen den Umstand, dass wieder Juden in der Wüste leben, mit äußerlichem Gleichmut hin, zumal die neuen Verhältnisse für sie mit Vorteilen verbunden sind. Um es deutlich zu sagen: noch nie ging es ihnen so gut. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte gibt es medizinische Versorgung, staatliches Kindergeld, Schulen für alle.

Wir begegnen uns folgenlos, lange Zeit. Im Vorübergehen kann ich einen Blick auf die Stickereien werfen, mit denen die verschleierte Frauen ihre Gewänder verzieren, den Geruch nach Leder und Rauch wahrnehmen, der von den Männern ausgeht. Ein Dolchgriff lugt aus einem Gürtel, ich sehe die Handarbeit, das ziselierte Metall. Der Blick eines wachsamen Auges trifft mich im Gedränge, rasch und packend. Sie zeigen ihre kupfernen Kannen, selbstgewebten Teppiche und Schmuckstücke aus bunten, oft wertvollen Steinen zur allgemeinen Ansicht auf dem Markt. Die Steine sind offensichtlich geschmuggelt, aus Ägypten, Afrika, von sonst woher. Sie stellen, wie mir kundige Leute sagen, noch das harmloseste Schmuggelgut dar, um das es hier geht.

Still stehen in einer Senke ihre schwarzen Zelte, daneben weidet ein Kamel, ein Esel, rostet ein Autowrack, fristet ein einsamer Baum sein Dasein, zu schwächlich, um Schatten zu spenden. Schon ihre

Kinder können sicher auf dem Esel reiten. Sie betreiben kaum Feldwirtschaft, manchmal ein wenig Getreide in einem abgesteckten, tiefliegenden Geviert, das sich im Frühjahrsregen mit Wasser füllt, manchmal ein paar Ölbäume oder essbaren Kakteen. Ich sehe sie einzeln oder im Gespräch mit anderen, oft mitten in der Wüste, ohne dass ersichtlich wäre, woher und wohin. Seit Jahrhunderten nennt man sie Beduinen, ein Wort, das nicht von ihnen stammt. Vieles bei ihnen ist anders, als ich je sah. Ich sehe ihre Frauen schwere Arbeit verrichten, etwa die Kisten mit den Einkäufen nach Hause tragen, während junge Männer lässig hinter ihnen her gehen, ich sehe Familienmütter gebeugt bei der Feldarbeit, aber Männer stundenlang beim Kaffee sitzen und reden.

Annäherung ergibt sich von selbst, wenn man jahrelang nebeneinander in einer Landschaft lebt. Es ist eine Anteilnahme im Vorübergehen, der das Eingeständnis jahrhundertealter Ferne zu Grunde liegt. Erste Bekanntschaften. Ein Beduine, Zeichenlehrer an einer staatlichen Schule, arbeitet mit meiner Frau in einem Künstlerverband zusammen. Ein anderer ist Staatsanwalt am hiesigen Bezirksgericht, ein gebildeter, geistreicher, vollkommen europäisierter junger Mann, der in Italien studiert hat und mit dem wir Italienisch sprechen, was uns rasch näher bringt, jedoch wenig oder nichts mit den Beduinen als Volk zu tun hat. Junge Beduinen an der Universität, fließend Hebräisch redend, Bürger des Staates Israel durch Geburt. Viele haben freiwillig in der Armee gedient, waren israelische Soldaten, möchten wie junge Israelis sein. Sie studieren technische Fächer, tragen amerikanische Turnschuhe, Designer-Sonnenbrillen und Mobil-Telephone, in die sie, wie üblich, an jedem Ort, zu jeder Zeit, im Laufen, Sitzen, Essen hineinsprechen.

Ich erfuhr, dass sie gastfreundlich sind, dass sie zum Kaffee in ihr Zelt einladen, zu bitterem, starken Kaffee, gewürzt mit Kardamom oder Muskat, eine Zeremonie, die sich über Stunden hinziehen kann. Der grüne Kaffee wird in einer Pfanne über offenem Feuer geröstet, dann vom Zeltherrn in einem Mörser aus Pistazienholz zu Pulver zermahlen, mit einem Stößel aus blassrotem, weißgeädertem Marmor von den Bergen bei Eilat. All dies geschieht unter langen Gesprächen. Irgendwann erfuhr ich, dass Dichter bei solcher Gelegenheit Gesänge vortragen, Sänger und Dichter in einem, die antike, ursprüngliche Figur des Poeten.

Wenn eine solche Form antiker Literatur existierte, noch dazu in meiner Nähe, musste ich sie kennen lernen. In Liedern und Gedichten verdichtet sich "eines Volkes Weise". Von Liebe ist die Rede, von Geburt und Tod, vom Verhältnis zur Natur, zu Gott und Welt. In der Dichtkunst eines Volkes schlägt sein – dem Außenstehenden verborgener – geheimer Rhythmus. Poesie ist die sprach-abhängigste Form literarischer Mitteilung, gedacht zur Verständigung innerhalb einer Sprache, einer durch Sprache geeinten Gemeinschaft, und von daher nahe an der Wahrheit. In keiner anderen Äußerung kommen Wehmut und Sehnsucht, geheimes Wollen, Verlangen, Hoffen so authentisch, so untrüglich zum Ausdruck.

Viele verfehlte Annäherungsversuche gibt es zwischen Völkern, politische, kriegerische, still ausbeuterische, offen gewalttätige, Aggression und Zusammenstoß, Versklavung, Unterdrückung und Genozid, neuerdings Experimente von Vereinigung und multikulturellem Miteinander, auch darunter manches Missglücke. Von allen denkbaren Wegen des Nähertretens scheint mir Poesie der

gefahrloseste. Gewisse Voraussetzungen sind nötig, um sich soweit ermutigt zu fühlen. Die Beduinen mögen mir fremd sein, aber sie sind nicht grundsätzlich feindlich. Sie sind im Wortsinn das, was man „Araber“ nennt, Kinder der *Aravah*, des menschlichen Grenzlandes, der Wüste, lange in diesem Gebiet zu Gange, länger als die meisten Palästinenser, die so darauf pochen. Sie sind Muslime, der Islam ist in seinem Ursprung eine Beduinen-Religion. Dennoch wurden die Beduinen der Negev-Wüste und des Sinai erst spät islamisiert, sie scheinen weniger empfänglich für Glaubensfanatismus und gewaltsame Beglückungsideen. Sie verüben bisher kaum Terroranschläge, geben sich nicht mal als Helfer oder schweigende Mitwisser her. Ich vermute, sie sehen keinen Sinn darin. Sie bieten das angenehme Beispiel von Leuten, die einer hoffnungslosen Sache lieber gleich aus dem Weg gehen.

Wenn ich bei ihnen im Zelt sitze, erfahre ich nicht viel, denn ich verstehe nicht, worüber sie sprechen. Auch wenn man es mir übersetzt, bleibt vieles unbegreiflich. Ich trinke mit ihnen Kaffee, wir versuchen uns in hebräischer Konversation, auch in dieser Sprache bleibt das Verständnis mühsam. Ich brauche Mittler und Übersetzer. Inspirationen dieser Art bereiten sich lange vor und erfüllen sich erst, wenn „Fügung“ hinzukommt, höherer Ratschluss, *consilium divinum*, das Zusammentreffen mit anderen Größen als nur eigenem Willen. Bisher Unbekannte treten auf den Plan und geben überraschende Anstöße. In diesem Fall erwies sich der frühere Militärgouverneur der Wüste Negev, Sasson Bar-Zvi, als Anreger einer ganzen Kette von Studien und Erkenntnissen. Er hatte die Jahre seines Gouverneursamtes zu ausgedehnten Begegnungen mit Beduinen-Stämmen genutzt, mit ihren Sheikhs und wandernden

Hirten, ihren reitenden Boten und Sängern, und Material über die schwer zugänglichen Nomaden zusammengetragen. Seine Tätigkeit war begünstigt durch den Umstand, dass er, ein aus alter Jerusalemer Familie stammender Jude, seit Kindesbeinen Arabisch spricht.

Mit dem Tonbandgerät machte Bar-Zvi Aufnahmen von dem, was im Beduinenzelt, vor allem in der Männerabteilung, geredet und gesungen wird, bei der stundenlangen Kaffee-Zeremonie, bei den rituellen Besuchen und Gegenbesuchen, bei Gesprächen über Weideland, Brunnen-Nutzung und Verheiraten der Töchter. Oder wenn ein reisender Sänger zu Gast war, wie sie noch in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in der Negev-Wüste und auf der Halbinsel Sinai umherzogen, letzte professionelle Poeten, immer weniger geschätzt, seit ihre Protektion durch die großen Familien zurückging und sie sich für Geld verdingen mussten, schließlich, nicht anders als bei uns, von Amateuren verdrängt, von in anderen Berufen Versorgten, die nur nebenher zum Klang der traditionellen Saiteninstrumente ihre Lieder vortragen.

Wehmut ist ein Grundton dieser Lieder, und in Wehmut auch unser Projekt gehüllt: es gilt einem aussterbenden Phänomen. Die Poeme der Negev- und Sinai-Beduinen wurden niemals aufgeschrieben, sondern mündlich überliefert. Dieser Umgang mit Texten hat antike Tradition, er entspricht etwa der vor-rabbinischen Periode im Judentum, als aus Respekt vor der ewigen Offenheit des Dialogs, der ewigen Bewegung des Gedankens das Niederschreiben des mündlich Überlieferten unterblieb. Man fürchtete das Festlegen von Ideen als Beginn ihrer Verfälschung. Das alte aramäische Wort *g'mara* bedeutet "Zum-Abschluß-Bringen" und "Zerstören" zugleich. Die Doppelbedeutung dieses Wortes zeigt die tiefe Scheu vor

unerlaubter Beendigung der göttlichen Schöpfung, die als ewiger Vorgang, in jeder Dimension unendlich und unfassbar gedacht wird, ebenso wie ihre menschliche Abbildung, die gedankliche Inspiration. Die Juden begannen erst nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 christlicher Zeit das über Jahrhunderte durch Auswendiglernen und mündliche Weitergabe Bewahrte aufzuschreiben, als die Furcht, ihr altes Wissen in der weltweiten Verstreuung zu verlieren, größer wurde als die vor falscher Festlegung.

Dennoch ist genau dies, der Übergang von der mündlichen Überlieferung zum schriftlichen Niederlegen, der eigentliche Vollzug dessen, was wir Literatur nennen. Literatur ist erst der geschriebene Text. Mündlich überlieferte Poesie bleibt nicht nur durch Vergessen gefährdet, sondern auch durch ihr Verharren im Stadium des weitgehend Unreflektierten: eine vergleichende, kritische Betrachtung im Sinne von Lehre oder Kunsttheorie kann nicht entstehen, folglich auch keine Literaturgeschichte. All dies ist erst möglich, wenn schriftlich fixierte Texte analysiert und betrachtet, nach Herkunft und Entstehungsgeschichte gesichtet, wenn Überblick, Zusammenhang, Zuordnung geschaffen werden, wenn das Gelegentliche, Verstreute, aus der Inspiration des Augenblicks Geschaffene größere Plausibilität und Verständlichkeit erlangt durch nachträgliche Vergleichung und Kontemplation.

Den Beduinen droht nicht Verstreuung über die Erde, aber der überwältigende Einbruch der "Moderne". Locker war ihr Zusammenhang seit jeher, über große Areale verteilt, in steter Bewegung, erschwert durch Stammesfehden und bittere, blutige Kämpfe um Weideland und Wasserstellen. Sie verstehen sich als Stamm, Clan und Großfamilie, nicht als Volk – von daher blieb

Poesie Gelegenheitsdichtung, wurde für sie nicht, was sie anderen Völkern war und ist: Element eines nationalen Zusammenhalts, einer Volksbildung, einer übergreifenden Identität.

In den letzten Jahrzehnten, innerhalb von ein, zwei Generationen haben sich die Lebensumstände der Beduinen so grundlegend verändert, dass ihre seit Jahrhunderten überlieferten Strukturen und Gebräuche bedroht sind. Für den Fremden ist schwer zu durchschauen, wie tief der Wandel greift. Beduinen sind konservativ, ungern gehen sie von lang erprobten Gewohnheiten ab. Sie haben Gebrauchsgegenstände und Musikinstrumente bis heute in den gleichen Grundformen bewahrt, wie sie vor Jahrtausenden in biblischen Texten beschrieben wurden. Beduinen-Frauen weben, sticken, färben ihre Teppiche, Kleider, Tücher nach antiken Technologien, fertigen Schmuck mit handwerklichen Mitteln, die ohne sesshaftes Handwerk auskommen. Derlei über Jahrhunderte weiterzugeben, ist eine fast unglaubliche konservatorische Leistung, vor allem, wenn es ohne schriftliche Aufzeichnung geschieht. Aber ohne diese, ohne sichernde schriftliche Überlieferung, kann ihr Werk nicht im Kontext mit anderer Völker Hervorbringungen betrachtet werden, nicht mit anderer Kulturen Leistung verglichen, bleibt im größeren Rahmen beziehungslos und vom Vergessen bedroht.

Manches ließe sich vielleicht über den großen Kulturbruch unserer Tage hinüberretten, doch gerade die empfindlichen Leistungen ihrer nomadischen Kultur sind am stärksten bedroht. Für die Dichtkunst zum Beispiel besteht nur geringe Hoffnung. Nicht jedes Volk hat das mystische Verhältnis zum geschriebenen Wort wie die Juden, um solcherart Bedrohtes – sogar nach dem Verlust des eigenen Landes – aus eigener Kraft zu bewahren. Im Fall der Negev- und Sinai-

Beduinen sieht es nach irreversiblen Verlusten aus, nach plötzlichem Abbruch, nach wenig Interesse bei der eigenen Jugend, die kaum Anstalten macht, die jahrhundertealte Welt ihrer Poesie gegen Kassettenrecorder und Fernseher zu verteidigen. “Die Tradition der Dichter und Sänger ist im Verschwinden begriffen”, schreibt Elisabeth Biasio vom Völkerkunde-Museum Zürich. Der Anthropologe Clinton Bailey fand in den Siebziger Jahren nur noch einen einzigen Dichter-Sänger im Negev. Gedichte vortragen konnten nach seinem Zeugnis nur noch Angehörige der älteren Generation.

Das Aussterben wird begünstigt durch den hohen Grad an Verfeinerung, den diese Art Dichtkunst erreicht hatte. Auch der nicht-fixierte poetische Vortrag unterliegt alten Gesetzen, mit differenzierten, genau ausgearbeiteten Formen. Da ist das kurze, improvisierte Gedicht, genannt *bid' ah*, ein Wort, das ähnlich dem aramäischen *b'da* (bet-dalet-alef) sowohl “erzählen”, “erdichten” bedeuten kann, als auch “jemandem etwas andichten”. Bereits in diesem Doppelsinn wäre ein Merkmal beduinischer Dichtkunst zu finden: ein freizügiger Umgang mit der Realität. Poetische Wahrheit ist nicht Welt-Wahrheit. Oder, mit den Worten von Lila Abu-Lughod, Verfasserin des Buches “Veiled Sentiments”, einer Studie über die Poesie der Beduinen-Frauen: “Poetische Enthüllungen werden mit anderem Maß gemessen als nicht-poetische Äußerung”.

Man kann daher nicht wissen, wie ernst die Aufforderung

Großäugige du

Nimm mich als deinen Hirten

In Dein Haus

tatsächlich gemeint ist. Und ebenso wenig sicher sein, ob dem folgenden, offenbar von einer Frau gedichteten Kurz-Poem

Als ich jung war entflammte ein Knabe mein Herz
Dessen Schnurrbart kaum gewachsen war...

wirkliches Geschehen zugrunde liegt oder nur „übertragene Wahrheit“. In Form von angeblich Erlebtem wird ausgesprochen, was sonst nicht in Worte gefasst werden darf: erotische Sehnsucht, Verlangen, Hoffnung auf Wechsel. Das poetische Bekenntnis darf sogar, trotz der für unser Gefühl verpflichtenden Ich-Form, offenkundig Absurdes enthalten, wie etwa in diesen von Sasson Bar-Zvi überlieferten, aus einem längeren Poem stammenden Zeilen des Dichters Abu Argub Azzami:

Du mit den festen Brüsten unberührt von gewöhnlicher
Hand

Dunkeläugige mit den Zöpfen du Bild der Geliebten:
Schöne Mädchen machen mich schwach ich verfallende
Flasche

Meine Tränen netzen die Mauern von Masmiyeh...

Da die Negev-Beduinen seit ihrer vor Jahrhunderten stattgehabten Bekehrung zum Islam keinen Alkohol trinken, ist fraglich, ob das „Der Flasche Verfallen“ wörtlich gemeint ist. Oder als eine Metapher für das Verbotene, das Udenkbare und Ungeheuerliche – soweit angeblich hat den Sänger der Anblick der Besungenen „schwach“

gemacht. An dieser Stelle vertauscht der Poet die zuvor im Singular Angeredete unversehens gegen Frauen im Allgemeinen, gegen das Geschlecht als solches: „Schöne Mädchen...“ Es gibt einen Unterton von Warnung in diesen Gedichten: Frauen gelten als Quelle der Gefahr. „Und Deine Taten halte geheim vor deiner Frau, wie oft haben Frauen einen Mann um alles gebracht...“, heißt es in einem von Bailey überlieferten Poem.

Grundsätzlich haben die Gedichte, wie die Psychologen sagen würden, „sublimierende“ Funktion: sie dienen als Ventil für gesellschaftlich verbotene Gefühlsäußerung. Was wir *flirt* nennen, verbale Annäherung, verliebtes Gespräch, ist in der beduinischen Gemeinschaft nicht erlaubt. Doch es zeigt sich, dass verbale Zärtlichkeit offenbar ein Menschenbedürfnis ist und sich, wo sie vom innergesellschaftlichen Umgang ausgeschlossen wird, andere Ausdrucksformen schafft. Auch die längeren Gedichtformen, etwa die aus mindestens fünfzehn Zweizeilern bestehende Kassiden (*gasayid*), werden – obwohl ernsteren Themen vorbehalten – zur Entäußerung verpönter Gefühle wie Sehnsucht, Verzweiflung, erotische Leidenschaft, Hoffnung auf Veränderung des jetzigen Zustands genutzt, über die ein Mann sonst nicht einmal zu seinem besten Freund sprechen darf.

Kurze Verse wie die *bid'ah* trägt man im Männerzelt aus dem Gespräch heraus vor, als Krönung männlicher Beredsamkeit, auf die in der beduinischen Kultur allergrößter Wert gelegt wird, höherer Wert jedenfalls als auf Schreib- und Lesefähigkeit, worauf andererseits das Judentum, Bücher- und Schrift-fixiert, seit zwei Jahrtausenden sein Verständnis von Wort und Wahrheit gründet. Schon von daher ergeben sich erste, sozusagen kulturbedingte

Missverständnisse zwischen Juden und Arabern. Tagespolitische Folgen sollen hier nicht untersucht werden, aber ohne Zweifel liegt das traditionell grundverschiedene Verhältnis zum Wort manchem heutigen Problem zu Grunde: der Gültigkeit von Verträgen (Landverkäufe an jüdische Siedler), dem Anerkennen oder späteren Leugnen eigener Haftbarkeit gegenüber schriftlich gegebenen Verpflichtungen (politische Abkommen), öffentlichen Erklärungen und vielem anderen.

Längere Poeme werden fast immer gesungen, zur Begleitung von Saiteninstrumenten wie der *rababah*, die der Poet (ähnlich dem *kitharodos* der griechisch-römischen Antike) mit der gleichen Souveränität beherrschen muss wie seinen Text. Die *rababah* ist im Wesentlichen dasselbe Instrument, das man in antiken Zeiten aramäisch *nivla*, hebräisch *nevel* oder lateinisch *nablium* nannte, ein auf einen Holzrahmen gezogener Lederbalg als Klangkörper, über den Saiten aus Stutenhaar gespannt werden. Schon König David soll auf einem so konstruierten Saiteninstrument – wie aus den Psalmen bekannt – seine nächtlichen Improvisationen begleitet haben. Der Beduinen-Dichter stellt die *rababah* oft selbst her, wobei, wie der Anthropologe Musil berichtet, der schönste Klang erreicht werde, wenn das Holz des Rahmens von Pflanzen stammt, die Ziege oder Schaf – die Lieferanten des aufzuspannenden Lederbalgs – zu Lebzeiten gern gefressen haben. Die im Material, in Holz und Tierhaut, gegründete Harmonie komme auch dem menschlichen Gesang zugute. Mit einem Bogen aus Pferdehaar wird sodann über die straff gespannten Saiten gestrichen und ein sirrender, sehnsuchtsträchtiger Ton erzeugt.

Zunächst müssen die von Bar-Zvi aufgezeichneten Gesänge von

den Tonbändern abgehört und in schriftliche Form übertragen werden. Das Arabisch dieser Poeme ist eine besondere Kunstsprache, nur für diesen einzigen Zweck in Gebrauch, und ihre Wahrnehmung für Außenstehende zudem durch die Art des Vortrags erschwert, durch das rhythmische, die Silben in die Länge ziehende Singen zur Begleitmusik der *rababah*. Die mühsame Arbeit der Transformation vom Phonetischen ins Schriftliche besorgt Alexander Borg, Professor für Arabistik an der Ben-Gurion Universität in Beer Sheva. Der von der Insel Malta stammende Linguist, der zuvor an den Universitäten Pittsburgh, Tel Aviv, Kopenhagen, Stockholm und Berlin unterrichtet hat, zählt zu den international anerkannten Größen seines Faches. Einige beduinische Studenten stehen ihm mit ihren Hörerfahrungen zur Seite. Nachdem das gesungene Poem ins Schriftarabische überführt und vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt gesichert wurde, gelangt es am Ende zu mir: um Nachdichtungen ins Englische oder Deutsche zu versuchen.

Nachdem die Linguisten den Gesang in etwas verlässlich Geschriebenes verwandelt und Gehalt, Struktur, anthropologische Hintergründe wissenschaftlich verifiziert haben, muss ich ihn von diesem Ballast wieder befreien und ein vom Klang her wirksames Gedicht in der neuen Sprache schreiben. Was mich interessiert, sind Ausstrahlung und Atmosphäre des Beduinen-Poems: in diesen Unwägbarkeiten vermute ich – über alles semantisch Erforschbare hinaus – die geheime poetische Botschaft des Textes. Zunächst widme ich daher der Vorarbeit der Wissenschaftler keine allzu große Aufmerksamkeit. Hilfreicher ist etwas sinnlich Verbindendes, etwa ein Spaziergang in der Wüste. Im Grunde ist die Nachdichtung, in welche Sprache immer, nur hier möglich, in der selben Landschaft,

die das Poem entstehen ließ. Wie sonst sollte ich die Szene vor Augen haben, die sich etwa zu Beginn des Gedichts "Die Botschaft" in wenigen suggestiven Zeilen entrollt:

Jüngling hoch auf dem schwarzen Kamel
Führe es zu den Hügeln über Asludj
Falke weit über die Ebene streichend
Halte die Zügel und bringe dein Reittier zum Stehn

In diesen Zeilen ist alles enthalten, was den atmosphärischen Zauber der Beduinen-Gesänge ausmacht: die Weite der Landschaft, die rätselhafte Symbolik der Farben, die auf Tiere, Pflanzen oder andere natürliche Gegebenheiten bezogene Metaphorik, die zwischen den Menschen, zwischen Mensch und Landschaft, Mensch und Tier sich eröffnenden Beziehungsräume. Die in den Liedern erzählten Geschichten, seien sie lang oder kurz, kreisen um elementare Themen, was nicht heißt, dass sie sich mühelos erschließen. Hier war ein Volk lange mit sich allein, auch mit der Landschaft allein, noch dazu einer uralten, unveränderten, scheinbar grenzenlosen. Die Wanderer in der Weite verständigten sich ohne jeden Seitenblick auf Außenstehende. Sie improvisierten unbedenklich, benutzten das Wort in einer dichterisch freien, wenig verpflichtenden Weise, bildeten Muster poetischer Verschlüsselung, die sich mir zunächst entziehen.

Ist das Gedicht einmal im ersten Schwung skizziert, wende ich mich an meine wissenschaftlichen Partner, um Einzelheiten zu erfahren. Im Hin und Her von poetischem Wurf und ins Detail gehenden Studien nimmt die Zusammenarbeit ihren Verlauf. Um das "schwarze Kamel" und die später im selben Gedicht auftauchende

“weiße Stute” in ihrer metaphorischen Bedeutung zu verstehen, muss ich mich über die Bedeutung der Farben in der Sprache der Beduinen kundig machen. Es trifft sich, dass Alexander Borg ein durch zahlreiche Publikationen ausgewiesener Spezialist auf diesem Gebiet ist. Ich lese seine Aufsätze, sitze stundenlang mit ihm beim Tee, um ein einziges Gedicht zu untersuchen. Davon soll der Leser später nichts spüren: nichts könnte die poetische Wirkung eines Gedichts nachhaltiger stören, als ein Unterton wissenschaftlicher Belehrung.

Im weiteren Verlauf des Gedichts geht es um eine vom Ehemann weggelaufene Frau, die sich zum Clan ihres Vaters geflüchtet hat. Der “Jüngling hoch auf dem schwarzen Kamel” ist eine Chiffre: der übliche Bote, der ein Ultimatum des verlassenen Mannes überbringen soll. Zunächst in höflicher Form, denn der Clan des Brautvaters ist Verwandtschaft, die junge Frau selbst, wie bei den Beduinen meist, die Tochter eines Onkels oder Vetters:

Sprich sie an: Du meine teure Kusine
Nur in Worten der höchsten Verehrung...

Doch dabei bleibt es nicht. Was in poetischen Bildern begonnen hat, mit Bildern vom “schwarzem Kamel” und vom “Falken, weit über die Ebene streichend”, gibt sich bald als geschäftliche Forderung zu erkennen:

Entweder ihr gebt mir mein Brautgeld wieder
Oder meine weiße Vollblutstute
Denn nur hundert kurze Tage
Dauert der Muslime Wartezeit

Die “weiße Vollblutstute” – gemeint ist eine Kamelstute edler Abstammung – soll die weggelaufene junge Frau symbolisieren, und hundert Tage dauert es, bis die Trennung unwiderruflich ist, sich der Ehemann als frei betrachten und eine andere heiraten kann. Warum die junge Frau geflohen ist, wird im Gedicht nicht erwähnt. Doch der Umstand, dass der väterliche Clan sie aufgenommen hat, deutet auf schwerwiegende Anschuldigungen gegen den Ehemann: sexuelle Vernachlässigung oder Gewalt. Falls die junge Frau vom Ehemann geschlagen wurde, kann sich die väterliche Familie schützend vor sie stellen, die Einzelheiten der Rückgabe oder Scheidung werden dann zwischen den Familien ausgehandelt. Allein die Männer entscheiden, was mit der Davongelaufenen geschieht, ihnen gewährt der Koran die Rechtshoheit über die Frauen. Was der junge Ehemann im Poem vorträgt, ist daher eine Art juristische Verteidigungsrede gegenüber den Männern des anderen Stammes:

Sie war lässig im Haushalt
Ihr Schmuck liegt ungetragen in der Truhe
Ich borgte vom Nachbarn ein feines Sieb
Sie aber brachte es nicht zurück

In diesen scheinbar nichtigen Ereignissen – Nichttragen vom Ehemann geschenkter Schmuckstücke, Borgen, aber nicht Zurückgeben eines Siebes – verbergen sich wiederum Metaphern, die nur der Anthropologe richtig verstehen kann. Kaum ein alltäglicher Vorgang in dieser Gesellschaft ist frei von Symbolik: wer neben wem sitzt, wer mit wem spricht und wer zuerst, wer Tabak rauchen

darf, wer wem Kaffee eingießt... Sogar die Farbe der Kamelstute hat hintergründige Bedeutung. Farben-Spezialist Borg macht mich mit den wichtigsten arabischen Wörtern für die Kamelfarben bekannt, von Mattweiß über rötliches Braun, graues Rosa, Goldgelb, Grau bis Schwarz, jedes dieser Farbworte hat andere Bedeutung, und der Umstand, dass die Entlaufene einer weißen Kamelstute verglichen wird, deutet darauf hin, dass der Ehemann bereit ist, sie wieder aufzunehmen.

Das Aussenden eines Boten bedeutet zunächst nur die Aufnahme von Verhandlungen um die Rückgabe des Kaufpreises der Braut, sei es in Form einer Kompensation („entweder ihr gebt mir mein Brautgeld wieder“) oder in Form der Braut selbst („oder meine weiße Vollblutstute“), es ist damit noch keineswegs ausgesprochen, in welcher Form der Verlassene sein Eigentum zurückhaben will. Die Farbe der Kamelstute signalisiert, dass er nach wie vor an der Rückkehr des Mädchens Interesse hat, was offenbar nicht selbstverständlich ist oder in jedem Fall respektiert. Lila Abu-Lughod berichtet den Fall eines jungen Beduinen, der seiner geflüchteten Braut nachtrauert und dafür von den Männern seines Stammes als Schwächling verachtet wird: eine Frau gilt als jederzeit ersetzbares Objekt.

Das Miteinander von poetischem und wissenschaftlichem Zugang zeigt sich auch in der Übertragung des folgenden Gedichts, einer direkten Anrede des Beduinen-Sängers an sein Kamel. Reittiere gehören zu den Lieblingsobjekten dieser Dichtkunst, oft gilt ihnen die Liebe des Sängers, als handle es sich um Menschen. Die Lieder werden den Kamelen und Pferden vorgesungen, an der Tränke oder unterwegs im Reiten; die Beduinen sind überzeugt, dass die Tiere

menschlichen Gesang, zumal zum Lobpreis ihrer selbst, gern hören:

Sanft grast sie am Hügel und stillt ihren Durst in der Lache
Verlangt nicht nach Tränken in Schalen zu schöpfen
Geschwungen ihr Hals sie ist sandgelb und schlank

Fliegt dahin wie Gazellen die Hunde gewittert
Und neigt sich samt Sattel der leisesten Hand
Zum Schutz hängen Polster ihr seitlich herab

Ihr Kopfschmuck: Stickerei von schönen Mädchen
Mit bunten Bändern ausgesucht in achtzig Läden
Und seht: die Satteltaschen sind gefüllt mit ihrem guten

Namen

Diese Übertragung, vor allem die Einteilung in drei dreizeilige Strophen, war Gegenstand längerer Debatten. Das gesungene arabische Original kennt solche Anordnung nicht, dennoch hielt ich gegen die Bedenken der Linguisten daran fest. Liedhafte Gedichte haben im Deutschen fast immer Strophenform, die Dreiteilung schien mir für eine deutsche Fassung passender als ein homogener Block. Diskussionen sind unvermeidlich, sprachwissenschaftliche oder anthropologische Exkurse, doch die Zweifel und Debatten sollen der Übertragung am Ende nicht anzumerken sein, den Eindruck des leicht Hingesungenen, auf schaukelndem Kamelrücken Improvisierten nicht stören. Auch die Änderung im Rhythmus der letzten Strophe ist wohl erwogen: der abschließende Dreizeiler enthält die für europäische Leser überraschende Pointe des Poems:

die Zuerkennung eines “guten Namens” – Symbol der Ehre und gesellschaftlichen Achtung – an ein Kamel.

Unser Anliegen ist, die ursprüngliche poetische Botschaft so authentisch wie möglich zu bewahren. Die weibliche Form “Sanft grast sie am Hügel” ergibt sich aus den arabischen Endungen. Sie entspricht zugleich dem Umstand, dass Beduinen grundsätzlich Stuten reiten, seien es Pferde oder Kamele. Genaues Beobachten von Kamelen und Reitern, wo immer ich ihnen begegne, führt mir vor Augen, was im Gedicht beschrieben wird: dass Beduinen ihr Kamel behutsam, durch leichte Klapse, dirigieren, durch seitlich herabhängende Polster gegen die Beine der Reitenden schützen, dass sie es mit Stickereien, farbigen Troddeln und Quasten, aus bunten Bändern gewirkten Halftern, kunstvoll gewebten Satteltaschen, Schellen und Glöckchen aus glänzend poliertem Messing schmücken, dass ihnen folglich dieses Tier lieb und wertvoll ist. Wertvoll wie unseren fernen Vorvätern vor Jahrtausenden, den durch die Wüste wandernden Israeliten, wovon bis heute das hebräische Wort *gamal* Zeugnis ablegt: es bedeutet Kamel und zugleich Wohltat, Gutes tun, Beschenken.

Wir beginnen, indem wir des fremden Volkes Poesie studieren, auch unseres eigenen Volkes legendäre Vergangenheit besser zu verstehen. Unsere Beschäftigung mit den Gedichten hat auch unseren Blick für die Nachbarn geschärft, wir beobachten sie mit mehr Verstehen. Der Anblick ihrer schwarzen Zelte löst weniger Scheu aus, seit wir uns ungefähr vorstellen können, was in ihrem Inneren geschieht. Immer wieder studieren wir anthropologische, historische, soziologische Abhandlungen. Viele Stunden lang zeichnet meine Frau die von Sasson Bar-Zvi gesammelten Gegenstände der

Nomaden, ihre ziselierten Dolche, hölzernen Mörser, Kaffeekannen und Kohlebecken, ihre Teppiche, Sättel, Zaumzeuge, nicht zuletzt die Musikinstrumente, zu deren Begleitung sie ihre alten Poeme singen. Skizzenbücher füllen sich mit antiken Formen und einfachen, sinnreichen Mechanismen, deren Gebrauch wir verlernt und vergessen haben.

Gewohnheiten, die in den biblischen Büchern überliefert sind und von denen wir annahmen, sie existierten nur noch auf dem Papier, werden uns *in vivo* vorgeführt. Über alle heutigen Probleme, alle heutige Spannung hinaus gibt es tiefverwurzelte Gemeinsamkeiten. Die heutigen Probleme hören dadurch nicht auf zu bestehen, sind dadurch nicht weniger bedrückend, aber manches an ihnen ist nun immerhin erklärbar, uns sogar aus unserer eigenen Geschichte vertraut. Dennoch bleibt viel Fremdheit zwischen uns, viel Trennendes und Unvereinbares. Kaum annehmbar ist ihr Verhältnis zu den Frauen, auch in der beduinischen Poesie. Es ist auffallend, dass die Frauen aus den Gedichten verschwinden, sobald die männliche Sehnsucht nach ihnen gestillt wurde, sobald sie erobert und geehlicht sind. Alles weitere, Schwangerschaft und Geburt, gilt den Männern als „unrein“ und wird nicht mehr erwähnt. Frauen im Alter des Empfangens und Gebärens haben keine gesellschaftliche Geltung, nur vorher, als Mädchen und Objekt der Begierde, oder hinterher, als Mutter von Söhnen und Gegenstand eines gewissen Respekts. Die Zuordnung des „Unreinen“ an die Frauen zeigt sich auch in der Kleidung: schwarze Umhänge und Schleier, während die Männer helle Farben tragen. Die Familienstruktur mutet uns atavistisch an, die Vielehe, die Rechtlosigkeit der Frauen und Töchter. Das ganz auf die Männer, den Stamm, die Hierarchie der

Brüder, Vettern, Onkel beschränkte Denken. Die felsenfeste gesellschaftliche Struktur, die auf genauer Scheidung beruht, auf Einbeziehung oder Ausschließung, eine Frage des Blutes, ein Entweder-Oder.

Von daher ist ihrem traditionellen Denken fern, was wir „Assimilation“ nennen oder „Akkulturation“, Vermischung des „Eigenen“ und des „Fremden“, Hinübergehen, Sich-Öffnen und Aufnehmen, ein bis in die Tiefe gehender Austausch. Bei den Beduinen ist jedes Miteinander durch Rituale geregelt, jeder Austausch vollzieht sich in unumstößlichen Grenzen. Bei aller Sympathie bleibt uns vieles befremdlich, unerreichbar, oft erschreckend. Annäherung kann nur langsam vorankommen, jede Übereilung schadet. Unsere Zeit glaubt an schnelle Lösungen, aber es gibt keine schnelle Lösung für in Jahrhunderten gewachsene Ferne zwischen Völkern und Menschen.

Auch die Beduinen lehnen zu rasche Annäherung ab. Sie haben feste Formen des Umgangs mit dem Nicht-zum-Stamm-Gehörenden. Drei Tage währt die Gastfreundschaft, dann erwartet der Zeltherr, dass sein Besucher weiterzieht, sich wieder um seine eigenen Angelegenheiten kümmert. Tut er es nicht, verliert er die Rechte des Gastes, seine Unantastbarkeit, den Schutz seines Eigentums. Beduinen wissen um die Unvermeidlichkeit des Abschieds, der Trennung, viele ihrer Gedichte handeln davon, meist gekleidet in die Wehmut eines verliebten jungen Mannes, der dem Mädchen seiner Träume nachblickt, ihrer entwindenden Karawane, der Wolke aus Staub und Vergänglichkeit, in die sie sich hüllt:

Wie schade mein Liebling Dalal

Dass wir alle scheiden müssen
Jeder seines eigenen Weges ziehen...

Der „eigene Weg“ ist das Symbol der Freiheit. Jahrhunderte lang zog Dalal, als Mädchen oder Frau, mit den Männern ihres Stammes, die, wie es im Koran heißt, von Gott zu ihren Vormündern bestellt wurden. Sie war Gegenstand männlicher Liebeslieder, Mutter von Männern, aber das machte sie Männern nicht gleichwertig, gab ihr nicht das Recht auf einen „eigenen Weg“.

© Chaim Noll, 2002

Vorlesungen an der Ben Gurion University of the Negev, Beer Sheva, September 2002

Veröffentlicht: Mut. Forum für Kultur, Politik und Geschichte, März 2003

PAGE

PAGE 19